

## Erinnerungen aus dem Reich der Färberherren

Autor(en): John F. Vuilleumier

Quelle: Basler Jahrbuch

Jahr: 1946

<https://www.baslerstadtbuch.ch/.permalink/stadtbuch/1939759a-cbe0-44c2-aa3d-e23b7b615a3e>

### Nutzungsbedingungen

Die Online-Plattform [www.baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Angebot der Christoph Merian Stiftung. Die auf dieser Plattform veröffentlichten Dokumente stehen für nichtkommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung gratis zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger schriftlicher Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des vorherigen schriftlichen Einverständnisses der Christoph Merian Stiftung.

### Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Online-Plattform [baslerstadtbuch.ch](http://www.baslerstadtbuch.ch) ist ein Service public der Christoph Merian Stiftung.

<http://www.cms-basel.ch>

<https://www.baslerstadtbuch.ch>

# Erinnerungen aus dem Reich der Färberherren.

Von J. F. Vuilleumier

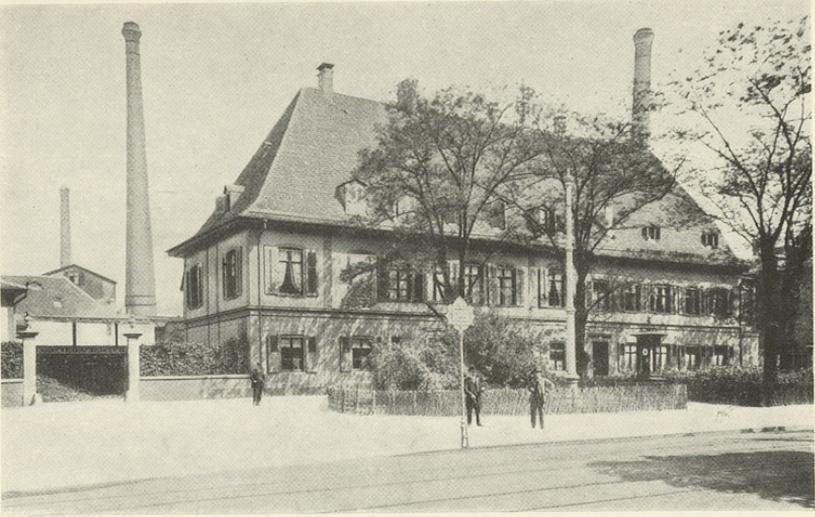
## 1. Märchen . . . Wirklichkeit . . .

Auf dem hohen, mehrstöckigen Estrich des alten Hauses Untere Rebasse 4/6 stand während vieler Jahre ein verfarbtes Transparent gegen die abbröckelnde Wand der großen Plunderkammer gelehnt, das einst bei der Vereinigungsfeier von Groß- und Kleinbasel in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts über dem breiten Hofort zum Schetty-Areal am Claraplatz aufgehängt war:

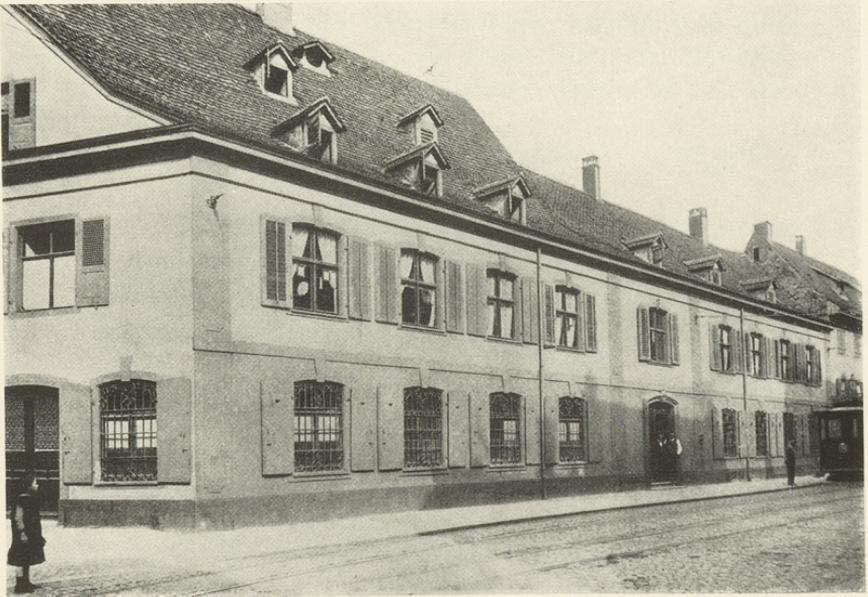
Wo vor fünfmal hundert Jahren  
stille Klostermauern waren,  
rumpelt heut die Industrie,  
denn die Zeit, sie rastet nie.

Seither hat sich der Zeiger der Zeit weitergedreht. An der Unteren Rebasse, im Teichgäßlein, am Claraplatz rumpelt keine Industrie mehr, ist das Klappern der hölzernen Färberschuhe verstummt. Kein Dampf zischt mehr aus den vielen Fabrikfenstern; die Räder und Rädchen haben aufgehört zu surren, das zu den höchsten Tönen ansteigende und wieder in sich zusammenfallende Singen der Schwingmaschinen, das den ganzen Tag auf und nieder schrillte, ist erstorben.

Es gibt kein heißes Wasser mehr beim Kesselhaus im Teichgäßlein, wo die ganze Nachbarschaft aus dem Quartier mit Eimern und Kannen ihren Bedarf an Geschirr- und Putzwasser eindeckte. Hinter den Eisenstäben der Fenster jener mächtigen Heizräume hängen keine ausgepelzten Katzen mehr neben ihrem sorgfältig ausgespannten Fell. Denn auch der alte, pechschwarze italienische Kohlenschürger ist nirgends mehr zu finden, der ein be-



Die Schetty-Häuser am Claraplatz



Bureau, Färberei und Wohnhaus untere Rebgasse



sonderer Liebhaber von Katzenragout war. Er fing dazu fast jede Woche mit einem blauen Montag an, so daß sein freundlich grinsendes, kindliches «Mändi voll, Schischdi voll» (Mäntig voll, Zischtig voll) sprichwörtlich wurde.

Leer stehen die Kesselhäuser, verschwunden sind die glühenden Feuerstellen, verschwunden die zwei großen, unbeholfenen Wasserräder, die nebenan in ihrem lichtlosen Schopf vom dunkeln, verschwiegenen Riehteich getrieben wurden, der träge unter den Fabrikgebäuden vorbeifloß und der für die Seidenfärberei in jenen Jahren der eigentliche Lebensnerv war.

Zwar ragt heute noch das hohe rote Kamin über die dunkelblauen Fabrikgebäude in den Himmel hinauf. Aber sogar der Säuregeruch, der nie aus dem Teichgäßlein zu weichen schien und noch viele Jahre lang nach dem Auszug der Industrie aus der Innenstadt zwischen den Hausmauern hockte, hat sich endlich verflüchtigt. Das Reich der Färberherren ist ebensosehr zur Legende geworden wie einst das Reich der Klosterfrauen, an das nur noch die Clarakirche erinnert und die kleine Figur der Heiligen, die lange Zeit im Garten der Schetty-Häuser im dichten Gebüsch versteckt träumte.

Klostermauern ... Industrie ... Märchen ... Wirklichkeit ...

Sie beide gehörten zu einer Welt, die trotz ihres realen Wesens, trotz ihrer unerbittlich auf modernen Konkurrenzkampf eingestellten Atmosphäre ein Gemisch von Märchen und Wirklichkeit blieb, das auch zu Joseph Schetty, dem Schöpfer dieses Reiches, paßte, der wie kein zweiter den Augenblick und seine Forderungen zu erfassen vermochte und sich daneben wie kein zweiter durch allerlei geheimnisvolle Ueberlegungen, durch den Glauben an das, was ihm zum Beispiel seine Träume zu verraten schienen, bestimmen ließ.

Daß Joseph Schetty, «Großvater Schetty», wie er heute noch in der Familie genannt wird, an ein eigenwilliges, unbeeinflußbares Schicksal glauben mußte, welches ihn

aus der anonymen Masse der kleinsten Leute herausriß und zum führenden Großindustriellen der Stadt emporsteigen ließ, ist um so begreiflicher, wenn man bedenkt, daß sein Vater ein einfacher Tabakarbeiter gewesen war, der sein kärgliches Brot mühsam verdiente. Die spärliche Kunde, die man von noch weiter zurückliegenden Vorfahren der Schetty besitzt, erzählt von fossoyeurs und bateliers, von Totengräbern und Kanalschiffern der lothringischen Dörfer und Kanäle. Nur auf sein inständiges Bitten hin nahm der damals in den Herrenhäusern am Claraplatz wohnende Färbereibesitzer und Stadtrat Wegener im Jahre 1837 den dreizehnjährigen Jungen, der mit seiner früh zur Witwe gewordenen Mutter in ärmlichsten Verhältnissen lebte, als Zeichen einer besondern Gunst, als jüngsten und verschupften Lehrling bei sich auf. Er dachte nicht daran, daß derselbe Joseph Schetty einige dreißig Jahre später, selbst Ratsherr geworden, von ihm, dem Stadtrat Wegener, die stattlichen Häuser, die heute als Schetty-Häuser bekannt sind, zu Eigentum erwerben werde!

Ein solcher Aufstieg klingt wie ein Märchen und mußte dem allem Mystischen gerne lauschenden «Großvater Schetty» wie eine wunderbare Fügung eines ihm besonders günstig gesinnten Schicksals vorkommen.

Als Färbergeselle trat Joseph Schetty, nachdem er sich kaum zweiundzwanzigjährig mit der Thurgauerin Verena Amann verheiratet hatte, aus der Firma Wegener in die damals schon das Kleinbasel dominierende Färberei Alexander Clavel-Linder an der Unteren Rebgasse über. Wohl boten sich ihm hier manche Möglichkeiten, sich durchzusetzen. Aber er wollte sein eigenes Glück versuchen, sein eigener Herr und Meister sein, was wiederum ein typischer Schetty-Zug bleibt. Und so begann er unter den primitivsten Verhältnissen in seinem Häuslein an der Kirchgasse selber Seide zu färben, schnitt sich die Färberstöcke, die «Siidebängel», in den Weiden an der Birs, wusch mit seiner jungen Frau zusammen die Seide auf einem Floß am

Rhein und trocknete sie daheim im kleinen Estrich. Wenn sie gefärbt und getrocknet war, brachte sie ein Tagelöhner, den man für ein paar Stunden angeworben und als «Ausläufer der Firma» in eine weiße Blouse gesteckt hatte, den Fabrikanten, die sich durch diese gut gemeinte Maskerade kaum lange täuschen ließen, die aber von der ausgezeichneten Qualität der abgelieferten Ware überrascht wurden und dem jungen Färber gerne weitere Aufträge erteilten.

Das Geschäft begann zu wachsen. Großvater Schetty zog aus den winzigen Räumen an der Kirchgasse nach der etwas größern Wohnung an der Oberrn Rebgasse und weiter nach dem Badergäßlein an den für alle Färber lebenswichtigen Riehenteich und endlich, als auch dort der nötige Raum fehlte, nach dem Rappoltshof, wo die Liegenschaft Leonhard Brand, die früher eine Gerberei beherbergt hatte, für die aufwärtsstrebende Färberei wie geschaffen war. Immer mehr und mehr Häuser wurden in den folgenden Jahren im Rappoltshof dazu erworben, so daß neben dem längst bestehenden Färbereich der Clavel, das die Untere Rebgasse beherrschte, das neue Färberreich der Schetty im «Rumpel» entstand.

Als auch hier der Raum zu eng wurde, brach Großvater Schetty vom Rappoltshof aus kühn in das Färberreich der Clavel ein, eroberte sich nach und nach das ganze Fabrikareal vom Rumpel über die Liegenschaften Untere Rebgasse 4/6 (in welcher die den Clavel zugewandte Oswaldsche Schwarzfärberei untergebracht war) bis hinüber zum Herrenhaus am Claraplatz. Es blieb bezeichnend für die neuen Färberherren, daß sich die Familie rings um die Fabrik wie um eine Festung ansiedelte. Noch viele Jahre nach dem Tode des Großvaters hatten Söhne und Schwiegersohn die Liegenschaften im Rappoltshof, an der Unteren Rebgasse, am Claraplatz inne. Von allen Wohnungen führten direkte, nie verschlossene Türen und Zugänge nach den Fabrikräumen, wie umgekehrt aus der Fabrik Wasser, Wärme und Licht nach den verschiedenen Schetty-Häusern flossen.

Zwischen den Häusern am Claraplatz und der Fabrik lag der große alte Klostergarten, in dessen Gehegen junge Rehe sich versteckten, in dessen geräumiger Volière die verschiedensten Vögel lärmten und sangen, in dessen langgestrecktem Treibhaus die buntesten fremdartigen Blumen blühten. Allerdings fraß jeder Erweiterungsbau der Fabrik ein neues Stück dieses Paradieses weg, die Wirklichkeit verdrängte das Märchen.

Gelangte man vom Eckhaus Rappoltshof-Claragraben durch eine Eisentüre nach der Knüpfstube, so betrat man anderseits vom Haus an der Unteren Rebgasse direkt die «Hänggi». Saßen an der nördlichen Peripherie des Färberreiches in der hellen Knüpfstube die vielen Mädchen, die die Seide zu Strangen, feinern Stränglein und ganz feinen «Oederli» knüpften und dazu ihre muntern Lieder sangen, so klopfen auf der gegen die Rebgasse zu gelegenen Hänggi alte Mannen die großen Seidenstrangen mit ihren schweren Holzknebeln; Mannen, die nie sangen, wenig redeten, Tabak schnupften und selten gut rochen.

Aus den darunterliegenden Färbereiräumen schrillte der pfeifende Lärm der Zentrifugen, stiegen Säure- und Seifengerüche, zischten Hahnen und Maschinen. Vom Kesselhaus im Teichgäßlein her rief die Dampfpeife, die den frühen Arbeitsbeginn, die große Mittagspause und den späten Arbeitsschluß verkündete. Man arbeitete in jenen Jahren vom grauenden Morgen bis in die Nacht hinein; aber man arbeitete gemächlicher, erlaubte sich längere Unterbrüche. Die Arbeiter und Arbeiterinnen, die oft stundenweit zu Fuß aus dem fernen Baselbiet oder dem Elsaß in die Fabrik wanderten, brachten ihr Mittagessen mit und stellten es in den von Großvater Schetty eigens dazu erbauten und mit Dampf erhitzten Wärmeschränken zum Garkochen ein. Es duftete um jene Schränke herum immer nach Kohl, nach Saucen, nach Kartoffeln.

Wenn das Mittagessen vorbei war, setzten sich die Mädchen und Frauen auf das flache Dach über der Schwarzfärberei gegen den Claraplatz zu, auf dem runde

Wasserkessel wie riesige Walfische an der Sonne schliefen, und von dorthier klang es mehrstimmig und schwermütig: « . . . dich, mein stilles Tal, grüß ich tausendmal . . . » Und für mich, der ich an der Unteren Rebgasse 4 geboren war, der ich mich als Knirps ungesehen von daheim fortgeschlichen und in die Nähe der Mädchen gesetzt hatte, wurde auch diese Welt ein Gemisch von Märchen und Wirklichkeit.

Wirklichkeit: der Lärm der Fabrik. Märchen: die Lieder, die immer irgendwo das Zischen des Dampfes, das Gellen der Schwingmaschinen übertönten. Wirklichkeit: die kupfernen und hölzernen Tröge in den Färbereilokalen, in welchen die trübe Farbbrühe schwamm; die zahllosen Röhren, deren Gewirr unter der Decke ein unauflösliches Netz von Linien bildete; das Abwasser, das ununterbrochen über den Boden nach dem verborgenen, dunkeln Kanal des unheimlichen Riehenteiches floß. Hatte dieser schwarze Riehenteich nicht eines Nachts den ersten Toten, den ich zu sehen bekam, mit sich getragen und ihn am Rechen vor den Wasserrädern abgelegt . . . ?

Märchen: die hellen Trockenräume in den obern Stockwerken, in welchen die gefärbte Seide in strahlenden Farben in der eigentümlich säuerlich duftenden Luft hing; die Räume, in welchen uns Vater auf den Arm nahm und uns zeigte, welches Leuchten rot bedeute und welches gelb heiße, wie herrlich ein makellooses Blau zu schimmern wisse, und wie munter das frohe Grün dazwischen erblühe. In diesem Raum waren alle Schattierungen des Regenbogens eingefangen, die man sonst nur am Himmel unerreichbar wußte. Man konnte mit den kleinen Händchen danach greifen, sie fühlten sich weich an, geheimnisvoll, unwirklich. Dieser Raum mußte selbst ein Stück des Himmels sein . . . Märchen!

Mein Vater, August Vuilleumier, war mit meiner Mutter, Catharina, der zweitältesten Tochter Joseph Schettys, im Jahre 1886 in die frei gewordene Wohnung des äußerlich schlichten, im Innern prächtigen, mit seinen Räumen

verschwenderisch umgehenden Barockhauses Untere Reb-gasse 4/6 umgezogen, das sich der Strumpffabrikant Rudolf Ritter im Jahre 1766 nach den Plänen des bekannten Erbauers der Basler Barockhäuser, J. J. Fechter, hatte erstellen lassen. Zu den großen Zimmern mit den golden leuchtenden, kunstvoll zusammengesetzten Parkettböden, mit den runden weißen gerippten Kachelöfen oder dem zierlichen französischen Kamin in hellem Marmor, mit den reich verzierten Stukkaturdecken; zu dem breiten Gang, in dem sich wie in einer Wohndiele das eigentliche Leben abspielte, führte die geschwungene, massive Holzterrappe durch das geräumige Treppenhaus hinan. Ihr schwerer, geschnitzter Eckpfeiler hielt drunten beim Eingang Wache. Neben der schönen doppelten Haustüre befanden sich im Parterre rechts die Büros der Fabrik. Links schoben sich die Färbereilokale, vom Claragraben herkommend, bis an die Untere Reb-gasse.

Das kleine Höflein, das zwischen dem Herrenhaus an der Unteren Reb-gasse und den Herrenhäusern am Clara-platz lag, wurde durch die Stallungen mit ihrem duftenden Heustock, den scharrenden Rossen, dem sorgfältig gepflegten Pferdegeschirr vom Garten getrennt. In den Remisen neben dem Stall schliefen die Lastwagen und Kutschen, das mit Seide ausgeschlagene Familien-Hochzeits-Coupé und das zu einer riesigen schwarzen Zaine umgeformte Break, in welchem man an warmen Sonntagen hinaus ins Badische nach den schattigen Tälern des Schwarzwalds fuhr, Kind und Kegel, ein Kratten voll lachender Menschen.

Im kleinen Höflein dagegen hatte der zur Firma gehörende Weinhändler einen einfachen Ausschank eingerichtet, an dem er mit seinen umschwärmten, hübschen Töchtern den Arbeitern und den Angestellten und den verschiedenen Schetty-Familien den sauren, dünnen Wein, den «Siidefärber», zum z'Nüni oder zum Mittagessen verteilte. Und schon öffnete sich neben diesem fröhlichen Schankplatz, an dem Gelächter und Freude und das Klappern der Gläser und kleinen «chopines» nie verstummten, wieder

eine jener geheimnisvollen Türen zu einer dunkeln Seifen- und Säureküche, in welcher für uns Kinder die Hexen ihre Zaubersäfte brauten . . .

Dreimal dein und dreimal mein  
und dreimal noch, so macht es neun . . .

Schon zu Großvaters Zeiten wurden in diesen Färberei-lokalen jene Erfolge erzielt, welche den Namen der jungen Firma weit über die Grenzen des Landes hinaustrugen. In den sechziger Jahren des letzten Jahrhunderts war es das unübertreffliche Schetty-Weiß, das man in der Seidenstoff-industrie bald als das schönste Weiß, das in der Schweiz zustande kam, rühmte. Nachher wurde neben den verschiedenen «couleurs» vor allem das «noir souple» zur Spezialität der Firma, so daß sich sogar die großen Seidenherren von Lyon für diese Färberei in Basel zu interessieren begannen, deren Schwarz schöner war als alles, was man bisher in Lyon gekannt hatte.

Wenn manche Jahre später gar der Senior-Chef der Lyoner Weltfirma, père Gillet, zu einem Besuch in Basel eintraf, wie ein bescheidener französischer Ladenbesitzer in der einfachen Droschke vom Bahnhof angefahren kam und sich beim Geschäftsportier meldete, dann war es, als steigerten sich mit einem Schlag, sowie der kleine Greis seinen Namen nannte, das Summen und Surren, das Lärmen und Zischen in der ganzen Fabrik, als erfasse Menschen und Maschinen die gleiche fiebrige Aufregung.

Denn welchen Weg hatte man nicht zurückgelegt seit jenen Tagen, da man die Seide noch auf den Wäscheblößen im Rhein von Hand wusch, bis zu dieser Stunde, da die Seidenherren von Lyon die neuen Einrichtungen der Schetty-Färberei, die Waschmaschinen und Laboratorien, die hellen Lokale und die mächtigen Kesselhäuser «une usine modèle» nannten, sie stolz als «la plus belle usine du monde» bezeichneten!

Joseph Schetty aber hatte im Laufe der Jahre nicht nur eine große Industrie, sondern auch eine große Familie gegründet, waren ihm doch von seiner tapfern Gattin sieb-

zehn Kinder geschenkt worden. Die Söhne, die sofort in die Firma eintraten und zu frühen, tüchtigen Mitarbeitern des Vaters wurden, heirateten jung und versammelten meistens auch eine größere Kinderschar um sich. Da für die Schetty Färberei und Familie immer eng miteinander verbunden blieben, wurde für uns Großkinder das Fabrikareal mit allen seinen Geheimnissen und Ueberraschungen zum unvergleichlichen Märchenland, in dem wir besonders an Sonntagen trotz des strengen Verbotes und trotz der am Montag unfehlbar folgenden Tracht Prügel in einer eigenen Welt Erlebnisse erstehen ließen, die wir sonst nur aus Büchern kannten.

Hier wurden mit den vielen Tüchern, die zum Decken der Rohseidenhaufen dienten, die schönsten Zelte in den großen, sauberen Sälen gebaut. Hier spielte man mit einem altmodischen, hydraulisch betriebenen Warenaufzug, der auch am Sonntag in Funktion zu setzen war, «Kapitän Nemo» und versank, zusammengedrängt in dichter, ängstlicher Schar, unter dem Kommando der Großen in diesem improvisierten «Nautilus» langsam aus den hellen Sälen des ersten Stockes im Rumpel hinunter in die Lokale der Weißfärberei, in welcher die langen, schmalen, mit Stoff ausgekleideten Holztröge, die «Pack», standen und in welcher sich am Samstagabend die männliche Jugend der verschiedenen Familien samt gelegentlichen Eingeladenen und Freunden zum Baden versammelte.

Dieses «Bad am Samstagabend» gehört zu den Erinnerungen an das Färberreich beim Riehenteich so unlösbar wie die schönsten Erfolge der Färberei selbst. Der alte Nachtwächter, «dr Danzise», welcher mit seinem Rattenfänger-Schnauzer die nächtlichen Runden durch die Fabriksäle antrat, gewissenhaft mit dem irgendwo an einer Kette hängenden Schlüsselein in jedem Raum seine Stoppuhr aufzog, die seine Kontrolle markierte, der sonst im Kesselhaus am Teichgäßlein am Abend sein Hauptquartier bezog, mußte jeden Samstag das berüchtigte Bad vorbereiten. Einige der Pack der Weißfärberei wurden mit

warmem Wasser gefüllt, und zur üblichen Stunde, beim Licht der trüb brennenden offenen Gasflammen, rückten die Burschen verschiedenen Alters von überallher an, vom Rumpel und vom Claraplatz und von der Rebgasse.

Selbstverständlich wurde auch hier Räuberliis gespielt. Selbstverständlich mußten auch hier die Schwächern, meistens die Eingeladenen, als Opfer herhalten, die verschleppt, gefesselt, geschunden und beinahe ersäuft wurden. Es gab mehr als einmal versteckte Tränen. Eigenartigerweise meldeten sich alle mit Freuden wieder zum Bad am nächsten Samstagabend, immer in der stillen Hoffnung, nach und nach aus den verfemten Blaßgesichtern in den Kreis der allein herrschenden Mohikaner aufgenommen zu werden und damit die Möglichkeit zu besitzen, die erduldeten Schmerzen an andere weiterzugeben.

Aber nicht nur der relativ bescheidene Schmutz der Bubenkörper wurde in diesen spätern Jahren in den Färbereitrogen weggewaschen, sondern als viel früher, im Februar 1871, Truppen der geschlagenen Bourbaki-Armee in der Basler Kaserne untergebracht waren, ließ sie Großvater Schetty im Einverständnis mit den Militärbehörden und den Aerzten in kleinen Gruppen von je zwanzig Mann nach der Weißfärberei bringen. Hier badete und pflegte man die hart mitgenommenen Soldaten, befreite sie vom Ungeziefer, verbrannte ihre unbrauchbar gewordenen Uniformen und Unterkleider im Kesselhaus. Man staffierte sie neu aus und stärkte sie mit einem nahrhaften Klöpfer, kräftigem frischem Brot und saurem «Siidefärber», ehe man sie wieder nach der Kaserne entließ.

Ein ähnliches Schauspiel erlebten die Färbereilokale in den heißen Augusttagen 1914 zu Beginn des ersten Weltkrieges, als die vielen in die Schweiz strömenden Flüchtlinge wiederum vorübergehend in den hohen Räumen am Teichgäßlein untergebracht wurden. Allerdings war damals das Färberreich selbst bereits nach der Hochbergerstraße umgezogen. Die inzwischen aufgehobenen Kleinbasler Teiche machten die Verlegung der Betriebe aus der

innern Stadt nach den am Ufer der Wiese gelegenen Quartieren notwendig. Aber die weiten, leeren Räume boten den Flüchtlingen jenes Krieges, wenn auch nicht Bad und Nahrung, so doch während einiger Tage sichere Unterkunft.

In diesem Märchenreich, in dem die Mädchen der Knüpfstube ihre Lieder von der «Rasenbank am Elterngrab . . .» sangen, in dem wir im Regenbogensaal der Trocknerei die Farben unterscheiden und bewundern lernten, in dem wir «Kapitän Nemo» und «Lederstrumpf» spielten, suchten wir auch am Ostersonntagmorgen die zwischen den Seidenhaufen versteckten Osterhasen und Ostereier. Wir schauten in der Silvesternacht von den Dachluken der Appretur aus über die schlafende Stadt, warteten, bis die Glocken von sämtlichen Türmen zwölf Uhr schlugen und das Kirchengeläute das neue Jahr verkündete; bis drunten im dunkeln Garten am Claraplatz das «prost Neijohr» wohlbekannter Familienstimmen erklang, während von der Altane des andern Schetty-Sitzes im Rappoltshof die ersten Raketen in den Himmel stiegen . . .

Der Weg zur Appretur war eine abenteuerliche Reise durch dunkle Säle und über zahllose Treppen. Von der Appretur selbst erzählte man sich allerhand seltsame Geschichten: hier arbeiteten an den Werktagen Mädchen und Frauen hinter den klappernden Maschinen. Sie wurden vom kleinen, magern, eigentümlichen Monsieur Jérôme überwacht, dessen zerfaltetes Gesicht immer ein Lächeln zeigte, der aber wegen seines strengen Regimentes berühmt war. Auch hieß es, er sei ein großer Verehrer Napoleons III., deshalb trage er selber das kaiserliche Spitzbärtchen. Deshalb stelle er aber auch von Zeit zu Zeit, wenn ihn die Begeisterung übermanne, die Mädchen und Frauen in Reih und Glied zwischen den Maschinen auf und schreite salutierend ihre Front auf und ab als weiland Kaiser der Franzosen, der eine Revue abhält.

Man lachte, wenn man an diese harmlose Komödie des kleinen Alten dachte und sich die erstaunten Gesichter der Arbeiterinnen vorstellte. Immerhin blieb uns Monsieur Jé-

rôme trotz seiner angeblichen martialischen Allüren entschieden sympathischer als jener andere Färbermeister, von dem es hieß, er lasse monatlich einmal sämtliche Färberlehrlinge seiner Abteilung im Büro antreten, um einem nach dem andern eine gehörige Tracht Prügel zu verabfolgen. Er halte wie der berüchtigte englische Dr. Keate, der vor mehr als hundert Jahren in Eton waltete und «sämtliche zukünftigen Premiers, Erzbischöfe und Generale seiner Heimat durchprügelte», dieses Erziehungsmittel für junge Lausbuben als unerlässlich.

Bevor man sich in der Silvesternacht endlich nach Hause begab, statteten sich die verschiedenen Familiengruppen kurze Besuche ab, um sich gegenseitig das neue Jahr anzuwünschen und um sich zu vergewissern, ob und wie im Nachbarhause getafelt worden war. Und am Neujahrsmorgen galt es als unumstößliches Gesetz, daß die gesamte in der Stadt lebende Nachkommenschaft der Großeltern Schetty grüppleinweise an der Klybeckstraße im Haus der beiden unverheirateten Töchter, der würdigen Tanten Leni und Eemeli, antrabte, um den hochgewachsenen, streng dreinblickenden ältern Damen, die in ihren schweren Seidenkleidern in der ehrwürdigen Stube unter den Bildern der «Kreuzigung Jesu» und des «jungen Jesus im Tempel» auf der Pritsche am Fenster saßen, den großen schwarzen Kater Hidigegei zwischen sich auf dem bunt bestickten Fensterkissen, ein scheues «prost Neijohr» zu wünschen. Gewöhnlich traf man bei diesen Neujahrsbesuchen, bei denen eine Gruppe die andere ablöste, Vettern und Cousinen, die man sonst das ganze Jahr über kaum zu sehen bekam, weil sie nicht direkt zum Färberreich gehörten und gar in der jedem Kleinbasler verächtlich scheinenden großen Stadt wohnten. Man musterte sie mit mißtrauischen Blicken: also ihr zählt euch auch zum Schetty-Stamm? und mied sie gerne bis zum nächsten Neujahrstag.

Daß dennoch auch bei der dritten Generation ein eng verbindender Familiengeist herrschen müsse, ahnte man wohl damals als Kind schon. Man wurde sich dessen aber

erst als Erwachsener bewußt, wenn man später in irgendeiner fremden Großstadt oder gar jenseits der Meere auf einen solchen Vetter stieß, der an Jahren fast ein Onkel sein konnte, der sich aber in sofortigem Vertrautsein wie ein gleichalteriger Freund und Bruder gab.

Wie ein Gongschlag hatte sich Großvater Joseph Schetty seinerzeit aus der stillen Masse seiner Vorfahren und unbekanntenen Verwandten gelöst, er, der das Färberreich, das seinen Namen trägt, schuf. Seine Söhne klangen wie derselbe Gongschlag, nicht mehr gleich stark, aber noch kräftig weiter; bei ihren Söhnen fing er bereits zu verklingen an. Ob er in der nächsten Generation völlig verstummen wird? Oder ob ihn einer oder der andere unter den Jüngsten wieder zum neuen, dröhnenden Ruf aufzuwecken weiß?

Die Frage bleibt offen. Denn nicht nur die Menschen, auch die Zeiten, die Industrie, die Lebensverhältnisse, die Großvater Schetty das rasche Emporkommen ermöglichten, ihn, da er zu schwimmen verstand, wie auf einer Welle plötzlich in die Höhe trugen, haben sich seither von Grund auf geändert.

\* \* \*

## 2. *Seltsame Gäste.*

Daß in einem Hause, das wie die Liegenschaften an der Unteren Rebgasse 4/6 oder am Claraplatz auf einem Boden stand, «wo vor fünfmal hundert Jahren stille Klostermauern waren», das Hausgespenst nicht fehlen konnte, liegt auf der Hand. Man glaubte allgemein und unverbrüchlich an seine Existenz. Es geisterten ohnehin allerlei unwirkliche Wesen in den großen hohen Räumen und vor allem droben im weitläufigen Estrich.

In jener Zeit brannte noch keine einzige elektrische Lampe in den Zimmern. Hier kamen sich die breiten Schnittbrenner der Gasflammen hinter den milchigen, gewölbten Glaskugeln als stolze Beleuchtung vor. An den

weniger wichtigen Orten genügten die offenen, ungeschützten, rötlichen Schnittflammen. Ihnen folgten die Gasbrenner, bei welchen die Flamme aus winzigen runden Oeffnungen, die im Kreise nebeneinander standen, emporzischte und die Köpfe der darunter Sitzenden nach und nach wie Föhnluft erhitzte. Als gar die ersten Auerstrümpfe, die nach dem Anbrennen bei der geringsten Berührung wie Asche zerfielen und immer nach Gas rochen, ein viel bestauntes, schneeweißes Licht spendeten, glaubte man den letzten Komfort erreicht zu haben, obwohl Großvater Schetty in der Fabrik selbst schon um 1879 herum eine elektrische Beleuchtung eingerichtet hatte, deren Strom mit Hilfe der beiden großen, alten Wasserräder am Teich erzeugt wurde.

Großvater war jedem Neuen begeistert zugänglich. Er hatte auch als erster in Basel, als Chef der Feuerwehr, anno 1880 eine Telephonleitung von der Brotlaube nach der Hauptwache auf dem Martinsturm erstellen lassen, auf eigene Kosten natürlich, da ihm die solchem Teufelswerk mißtrauisch gegenüberstehende Regierung den Kredit für «derartige Spielereien» verweigerte.

Besonders hell gaben die Glühbirnen in den Fabrikssälen nicht. Immerhin brachten sie eine bessere Beleuchtung als die primitiven Gasflammen. Und das Schönste blieb ihr stilles Ersterben. Wenn im Winter nach sieben Uhr abends im Teichgäßlein Arbeitsschluß gepfiffen wurde und die großen Säle der Fabrik sich leerten, dann begann auch das Licht ganz langsam zu erlöschen. Immer matter und rötlicher wurde sein Schein, bis zum Schluß in jeder Glasbirne nur noch der Draht deutlich glühte, ein rotes, seltsam verschlungenes Zeichen, und die dichten Schatten den Raum immer mehr füllten.

Dann fiel aus dem Teichgäßlein etwas Licht der Straßenlaterne, die bei Eintritt der Dämmerung vom städtischen Anzünder mit der langen Zündstange in Gang gesetzt wurde, durch die trüben Fenster in die Säle. Und Licht und Schatten weckten zwischen den Seidenhaufen,

die hoch aufgeschichtet und mit Tüchern bedeckt, als unheimliche, unförmliche Gestalten beieinander hockten, eine gespensterhafte Welt.

Im Wohnhaus selbst waren im hohen Estrich die Kammern der Mägde eingebaut, geräumige, schöne Zimmer, die von den Dienstmädchen jeweils mit freudigem Erstauen begrüßt wurden. In keiner andern Stelle erhielten sie eine derart hübsche Stube mit dem Blick nach den Bäumen des Claraplatzes und nach dem Dach der Kirche. Alles wäre wunderbar gewesen, wenn nur nicht der lange Weg von der Wohnung hinauf über die gewundene, breite Holzterasse, über den endlosen, dunkeln Estrich bestanden hätte, den die Erschrockenen nachts mit einer flackernden Kerze bewaffnet suchen mußten, ehe sie in ihre sichere Stube gelangten. Mehr als eines der weniger tapferen Schwabenmädchen hat wegen dieses unheimlichen Weges Stelle, Lohn und Stube preisgegeben.

Gerade unterhalb der gewundenen Estrichterasse lag das gewisse Oertchen, neben dem eine schwere Türe nach dem ersten Saal der Fabrik, nach der Hänggi, führte.

Winkel, Schatten, große Räume ... ein idealer Jagdgrund für Gespenster!

Als gar Großvater Schetty in der Nacht vom 3. auf den 4. Januar 1894 unerwartet an einem Herzschlag starb; als ihm am nächsten Tag ebenso unerwartet meine Mutter an einer Embolie in den Tod nacheilte (sie hatte sich von meiner kurz vorher erfolgten Geburt noch nicht erholt), da waren den Geistergeschichten im Haus Tür und Tor geöffnet.

Es gehörte für mich immer zum Schönsten, wenn man mir später erzählte, daß die Vorgängerin, die sich des Säuglings annehmen mußte, behauptete, die verstorbene Frau kehre jede Nacht zurück, um nach ihrem Jüngsten zu sehen. Die abergläubische Alte hatte ein besonderes Säcklein mit allerlei geheimnisvollen Kräutern unter mein Kopfkissen gelegt, das mich vor Schlimmem bewahren

sollte, obwohl es offensichtlich war, daß die wiederkehrende Mutter gegen ihren Jüngsten nichts Böses im Schilde führen konnte.

Auch hat in jenen Tagen eine junge Dienstmagd von einer Stunde auf die andere das Haus verlassen, nachdem sie mit gestäubtem Haar aus dem Bureau im Parterre, dem Bureau des verstorbenen Großvaters, die Treppe herangestürzt gekommen war: der selige Herr sitze in Tat und Wahrheit an seinem Schreibtisch, und als sie das Fell unter seinen Füßen habe wegziehen wollen, um es zu bürsten, habe er es ihr ohne ein Wort aus der Hand gerissen und es ihr nachgeworfen. Und angeschaut habe er sie mit Augen . . . mit Augen . . .!

Das Fell lag mitten im Bureau, als man nachsehen ging. Aber der selige Herr war längst wieder aus der Wirklichkeit verschwunden und in sein Geisterreich zurückgekehrt.

Während sich solche Erzählungen von der Wiederkunft der beiden plötzlich Verstorbenen nach und nach verloren, blieb die Geschichte vom offiziellen Hausgespenst, vom «Grauen», bis heute in der Familie lebendig. Der «Graue» gehörte zum Haus am Claraplatz so bestimmt, wie er zum Haus an der Untern Rebgasse 4 gehörte. Er hatte bereits zu Großvaters Lebzeiten gespuht. Ihn hatte man wahrscheinlich mit der Liegenschaft selber übernommen, obwohl nie mehr festzustellen war, ob er an der Unteren Rebgasse schon in der Familie des vorher dort wohnenden Schwarzfärbers Oswald, am Claraplatz in den Stuben des Stadtrats Wegener sein Unwesen getrieben habe.

Nicht daß der «Graue» etwa ein ungezogener und Schrecken einflößender Geselle gewesen wäre! Man hätte sich leicht an ihn gewöhnt, hätte er aus Fleisch und Blut bestanden! Aber ein Gespenst! Es lief einem kalt über den Rücken, wenn man an das kleine Männchen in seiner grauen Altfrankentracht dachte, den sorgfältig gewickelten Zopf im Genick, den Dreispitz auf der Perücke; eine Figur, die ausgezeichnet zu den schönen Barockstuben

mit ihren Cheminées und ihren zierlichen Stukkaturdecken paßte.

Was er bei Lebzeiten verbrochen hatte, darüber konnte niemand nähere Auskunft geben. Er durfte einfach seine Ruhe nicht mehr finden.

Eigentümlich blieb, daß er auf dem Estrich manchmal trotz seiner zierlichen Gestalt und seiner eleganten Schnalenschuhe einen Heidenlärm machte, wenn er schlechter Laune war. Dann hörte man Ketten rasseln und Klötze poltern. Aber im allgemeinen benahm er sich wohlherzogen und gebühlich. Dagegen hatte er die unangenehme Gewohnheit, unangemeldet plötzlich mitten im Zimmer zu stehen, wenn niemand an etwas Böses dachte, und damit vor allem den Töchtern des Hauses einen Todschrecken einzujagen.

Bloße Einbildung?! Keine Spur! Darüber waren sich alle einig und sind es heute noch! Der «Graue» war kein Gebilde einer erhitzten Phantasie; der «Graue» war Wirklichkeit! Es gab genaue Zeugen dafür, daß sein Erscheinen nicht nur ein Gerücht sein konnte.

Als einst die beiden jüngsten Schetty-Töchter in der großen Schlafstube in ihren Betten lagen und miteinander plauderten, stand er plötzlich zierlich und freundlich in seinem grauen Kostüm zwischen ihnen. Martha, die jüngere, schrie entsetzt auf: «Dr Grau!!» — und verkroch sich unter die Bettdecke. Juggi, die ein Jahr ältere, aber hatte die Geistesgegenwart, laut zu rufen: «Alle guten Geister loben den Herrn!» ... und ... ffffft! .... verschwunden war der Böse, der einen frommen Spruch nicht ertrug.

Die beiden Mädchen allerdings konnten sich nicht so rasch vom ausgestandenen Schrecken erholen. Sie besaßen nicht den ruhigen Mut ihrer ältern Schwester, der bereits oben angeführten spätern würdigen Tante Leni, die bis zu ihrem Tod das eigentliche Zentrum der großen und vielen Schetty-Familien blieb. Von ihr wußte man, daß sie eines Abends, als es einzunachten begann, in der

geräumigen Wohnstube am Claraplatz saß und nähte. Da spürte sie plötzlich eine Hand, die sich ihr mit deutlichem Druck auf die Schulter legte. Tante Leni, die nicht gerne in ihrer Näharbeit gestört wurde, da ihr die Augen beim Dämmerlicht ohnehin weh taten, sagte mit ihrer tiefen Männerstimme ein ärgerlich-ruhiges: «Wer macht wieder einmal 's Kalb da hinter mir . . . ?», drehte den Kopf und sah — den «Grauen»!, der sie für den Bruchteil einer Sekunde mit einem erstaunt beleidigten Gesicht anschaute und ebenso rasch . . . fffft! . . . verschwand.

Diesmal war es kein frommer Spruch gewesen, der das Gespenst vertrieb; sondern die Enttäuschung, daß er die großgewachsene mannhafte Jungfer Schetty nicht einmal im unheimlichen Zwielficht durch sein unvermitteltes Erscheinen und seine geisterhafte Berührung erschrecken konnte, vergällte dem «Grauen» das Spiel.

Immerhin war dieses neueste Erlebnis mit dem «Grauen» doch der Grund, daß man auf die Schwelle der Wohnung am Claraplatz einen Drudenfuß malen ließ, der dem aufdringlichen Alten den Eingang verwehren sollte. Gänzlich verschwand das Gespenst nie aus den Schetty-Häusern. Und wenn wir Großkinder am erwähnten Neujahrstag-Morgen vor den beiden würdigen Tanten an der Klybeckstraße unser «Prost Neijohr» murmelten, staunten wir Tante Leni verstohlen ob ihrer sagenhaften, sogar den «Grauen» bezwingenden Ruhe an und bewunderten die immer heisere, immer kränkliche Tante Eemeli, von der es hieß, der «Graue» habe sie sogar eines Nachts gepackt und am Hals gewürgt . . .

Die hübscheste Geschichte des «Grauen» aber hat sich viel später zugetragen, als eines Nachts die Hausmutter der Untern Rebgasse 4 an jenem bewußten Oertchen in der Nähe der breiten Estrichtreppe saß, das Licht hell angezündet hatte und nach guter Gewohnheit noch etwas in der Zeitung las, ehe sie sich zu Bett begab. Die Türe des kleinen Kabinettes stand offen, der Lichtschein fiel gegen die Estrichtreppe.

Während die gute Hausmutter das spannende Feuilleton verschlang, war es ihr auf einmal, etwas bewege sich draußen im Dunkeln. Sie schob die Brille nach der Stirne, um ohne Gläser besser sehen zu können . . . Da . . . über den kunstvoll gedrechselten Mittelbalken der Treppe glitt der gefürchtete Schatten . . .

Mit einem Schrei schlug die Hausmutter die Türe des stillen Oertchens zu. Dann raffte sie ihre vielen, faltigen Röcke und die Zeitung zusammen und erschien blaß im Wohngang: . . . «Dr Grau . . .» Jetzt hatte sie ihn mit eigenen Augen gesehen . . . «Dr Grau . . .»

Vater, der die manchen Geschichten vom «Grauen» lächelnd ablehnte, versuchte die aufgeregte Hausmutter zu beruhigen. Aber er erreichte auch mit den besten Worten nichts. Man dachte schließlich an einen Dieb. Man rief den Nachtwächter und seinen Hund. Man suchte lange und umständlich den dreistöckigen Estrich in allen Winkeln ab. Man hatte eine schlaflose Nacht; aber man entdeckte keine Spur. Ein Dieb kam nicht in Frage. Die Erscheinung mußte, konnte nur der «Graue» gewesen sein. Vater mußte sich den Argumenten fügen.

Jahre vergingen. Die gute Hausmutter lag längst selber drunten auf dem Horburg-Gottesacker, wo die verschiedenen Schetty-Familien ihre Gräber hatten. Da saßen jenseits des Atlantischen einige ausgewanderte Vettern vom Claraplatz, von der Untern Rebgasse, vom Rumpel in New York beieinander und frischten fröhliche Erinnerungen aus dem Reich der Färberherren in Basel auf. Einer unter ihnen berichtete von einem unvergeßlichen Erlebnis:

«. . . ihr hattet an der Untern Rebgasse damals eine reizende Köchin, die Käte aus der Rheinpfalz, die ich als junger Bursche bald aufstöberte und die ich, da wir uns gut verstanden, in ihrer Kammer auf euerm Estrich besuchen durfte. Ich schlich also vom Rumpel her nachts durch die uns allen bekannten Säle, über das Brücklein über dem Teichgäßlein zu euch hinüber, kletterte, die Schuhe in der Hand, die Wendeltreppe hinauf und verlebte

mit Käte ungestört ein entzückendes Schäferstündchen. Ungesehen kehrte ich soundso oft wieder zu uns in den Rumpel zurück, bis eines Nachts — o Schreck! — als ich schon auf dem Heimweg begriffen war, mitten in meinem Weg, beim hellsten Licht und offener Tür die Tante von der Rebgasse saß! Wie ein Schatten drückte ich mich, so nahe ich konnte, an den Mittelbalken der Treppe, glaubte mich gerettet — da ertönte ein Schrei, die Türe flog mit einem Knall zu . . . wie ein aufgeschreckter Geist raste ich durch die dunkeln Fabriksäle davon und schnaufte erst auf, als ich daheim in meiner eigenen Bude ankam . . . Nie habe ich jemandem etwas davon gestanden. Kurz darauf verreiste ich übrigens nach den USA. . .»

Damit war für einmal wenigstens das Rätsel des «Grauen» in ganz natürlicher Weise gelöst. Kein unheimliches Gespenst, ein erschrockener Liebhaber hatte den bewußten Schatten an die Wand geworfen; das Märchen war auch hier zur frohen Wirklichkeit geworden.

\* \* \*

Familientag im breiten, langen Wohngang an der Untern Rebgasse, wo an gewissen Fastnachtsabenden auch der kostümierte Ball abgehalten wird, seit man ihn nicht mehr wie früher drüben in der hellen geräumigen Knüpfstube im Rappoltshof veranstaltet.

Man hat die großen Tische aus der Fabrik hervorgeholt, auf deren glatten Tafeln sonst die gelbe und weiße Rohseide in schweren Haufen ruht. Man hat sie mit riesigen Tischtüchern aus handgewobenem Leinen und mit dem weiß und blau gerippten Meißener Geschirr gedeckt, das in jeder der verschiedenen Familien zu finden ist, weil es jedem jungen Ehepaar jeweils von den Großeltern Schetty als Hochzeitsgeschenk überreicht wurde.

Das übliche Menu für den Familientag war zusammengestellt und in dampfenden Schüsseln aufgetragen worden: die duftende Reissuppe, welcher die hochgetürmten

Spargeln folgten, begleitet von einer goldenen Mayonnaise, die aus zahllosen Eigelb und einer großen Flasche Oel nach alter Mode in einer auf Eis gestellten Schüssel, unter größter Aufregung und unter dauernder Angst vor dem Gerinnen, von der Hausmutter persönlich geschlagen wurde. Dann kamen die Ragout-Pastetchen von Hoerler an der Greifengasse, der Lachs à la Bâloise, die Ochsenzunge sauce Madère mit Bohnen und gebackenen, runden Kartoffeln. Als Zwischenakt meldete sich eine eisgekühlte, mit Trüffeln gespickte Gänseleber. Worauf, verziert mit grünem Salat, die zahllosen kleinen Poulets anrückten, die man für diese Gelegenheit korbweise aus Ungarn bezogen hatte. Ein Bißchen verschiedenartiger Käse schloß den Zug. Und nach kurzer Pause stolzierte die gebrannte Creme mit der im Hause gebackenen Gleichschwertorte einher, welcher die mehrfarbige Glacé folgte, die ebenfalls von Hoerler stammte und eine riesige Frucht oder ein Früchte-Arrangement vorstellte.

Trotzdem man mit dem Bewältigen dieses Essens bis in den späten Nachmittag hinein zu tun hatte, rückte doch am Abend jeweils eine kalte Pastete von Schießer auf dem Marktplatz auf, die ebenfalls begeisterte Abnehmer fand. Und alle diese Schmausereien, zu welchen die verschiedenen Schweizer und französischen Weine getrunken wurden, kamen den Familientag-Gästen bescheiden vor, verglichen mit den Menus, wie sie die Küchenbibel, das als oberstes Gesetz in jeder Haushaltung geltende Basler Kochbuch, für festliche Gelegenheiten empfahl.

Bei Kaffee und Kirsch saßen dann die Männer zusammen, rauchten ihre schweren Zigarren, diskutierten Fragen der Firma, welchen wir Jüngsten der nächsten Generation, die wir an einem besondern Tische saßen, zuhörten und bei welchen wir allerlei spannende, wenn auch unverständliche Dinge aufschnappten. Da wurde erzählt, wie im Jahre 1870 viel englische und amerikanische Aufträge in die Schweiz kamen und der damals noch jungen Firma bedeutende Aufgaben brachten, so daß die Arbei-

terzahl auf sage und schreibe 85 anstieg und das Jahresquantum gefärbter Seide bereits 91 000 kg betrug!

Da wurde von dem im gleichen Jahr ausgebrochenen Brand berichtet, der die beiden mit Ware gefüllten Trokensäle zerstörte, ehe man das Feuer entdeckte und es löschen konnte. Zum Glück war alles gut versichert, denn Großvater Schetty ließ auch als junger Meister keine Vorsichtsmaßnahme aus dem Auge. — Da diskutierte man über die verschiedenen Färbereimethoden jener Jahre, welche die Seidenstoff-Industrie im Gegensatz zur Seidenband-Industrie verlangte, wie die Seide, Organzin und Trame, für die Stoffweberei, aber nicht für die Bandweberei, chargiert wurde. Namen, Sumac, Gallus, klangen fremdartig und doch oft gehört; Zinnchargen für ganz helle Farben wie Blau, Crème, Ciel . . .

Da besprach man die Ausdehnung des Geschäftes, die Zweigniederlassungen am Riehenteich hinter dem alten Badischen Bahnhof und drunten auf der Schusterinsel, wo man 1898 vom großherzoglich badischen Hauptsteueramt das Land erworben und wo man beim Graben der Fundamente allerlei Erinnerungsstücke an den Brückenkopf der Festung Hüningen aus den Jahren 1798—1815 gefunden hatte. Jetzt hießen die Namen, die am Tisch der Erwachsenen fielen, nicht mehr Sumac und Gallus. Jetzt redete man von Abbattucci und Barbanègre, was für die Kleinen am Kindertisch ebenso märchenhaft und doch vertraut klang.

Um unter diese ernsten Gespräche der Männer etwas Abwechslung zu bringen, stimmten die Frauen und Töchter einige Lieder an, in welche bald die Männerstimmen mit tönendem Baß einfielen. Die Zigarren wurden beiseite gelegt. Man saß sich andächtig gegenüber, die Akkorde gerieten erstaunlich sauber. Eine der jüngeren Tanten hatte sich inzwischen als Vreneli ab em Guggisberg verkleidet und brachte in einem Armkorb lustige kleine Geschenke, die sie mit einem spitzigen, spottenden Vers für jeden unter die Anwesenden verteilte. Jauchzen und Jubel

erklangen. Auch der Gefoppte lachte mit oder war um eine ebenso gesalzene Antwort nicht verlegen.

«Hat es nicht geläutet?» fragte die Hausmutter mitten in die Fröhlichkeit hinein, «mir schien, ich hätte die Hausglocke gehört . . .»

Niemand achtete auf die Frage. Sehr laut hatte die schwerfällige Schelle im Hausgang kaum ertönt. Immerhin erhob sich eines der Mädchen und warf in der Wohnstube einen Blick durch den Gassenspiegel. Dann nickte es der Hausmutter zu, zuckte die Achseln: «Weiß nicht, wer das sein könnte? Ein Herr und eine Dame . . . Besuch heute? Aergerlich!»

Der Jüngste der Knaben mußte öffnen gehen. Das dunkle Lachen der Männer und der helle Spott der Guggisbergerin tönnten ungestört weiter.

Drunten im Hausgang standen zwei schmale, hochgewachsene Figuren, ein älterer, eigentümlich altmodisch gekleideter Herr, eine ältere Frau, die einen dunkeln Mantel über ihre Krankenschwestertracht geworfen hatte. Die Frau blickte aus einem stillen, blassen Gesicht nach dem Knaben, der fragend hinter dem breiten, geschnitzten Holzgeländer wartete. Als die Hausmutter zu ihnen trat, bat die Fremde, man möchte entschuldigen . . . ob vielleicht der alte Herr das Haus besuchen dürfe? Nur rasch, sie wollten beide nicht stören . . .

Auf den etwas erstaunten Blick der Hausmutter antwortete sie: er sei krank, der alte Herr, aber er habe hier in diesem Haus an der Untern Rebgasse 4 seine schönsten Jahre verlebt, eine sonnige, sorgenlose Kindheit, und er möchte . . . Seither sei so vieles Dunkle über ihn gekommen . . . Er hoffe, vielleicht etwas zu finden, das ihn an jene Zeit erinnere, etwas, das er immer suche . . . «Entschuldigen Sie die Störung», fügte sie mit einer weichen Stimme bei, «er wäre sehr glücklich . . .»

Der ältere, schmale, hochgewachsene Herr hatte, während die Krankenschwester sprach, keine Miene verzogen.

Sein scharfgeschnittenes, sehr blasses Gesicht mit den großen tiefliegenden Augen, der edlen Nase, dem dünnen, sorgfältig gezeichneten Mund bewegte sich nicht. Er war wie ein Wesen aus einer andern Zeit.

Die Hausmutter nickte freundlich, verlegen. Denn aus der Wohnung drang das Lachen und Kreischen der fröhlich Versammelten. Dieser stille, seltsame Gast paßte so gar nicht zur hellen Stunde, die droben herrschte. Als die beiden Fremden oben an der Treppe zur Hausmutter traten und der ältere Herr ihr eine kühle Hand reichte, sich höflich und zeremoniell vor ihr verbeugte und sie dann aus Augen, die nicht zu sehen schienen, kurz anblickte, nickte die Krankenschwester der Hausmutter zu und deutete mit einer kleinen, raschen Geste nach der Stirne.

Der alte Herr war bereits auf die Wohnungstüre zugeschritten, aufrecht, voll eines unnahbaren, selbstsichern Stolzes. Seine Haare, die schneeweiß um seine hohe, blasser Stirne lagen, trug er sorgfältig gescheitelt. Er hielt den steifen, altmodischen Hut in seiner Linken, über deren schmales Gelenk er auch den Elfenbeingriff seines Stockes gehängt hatte. Die Frauen und der Knabe folgten ihm.

Drinne wurde das Lachen kurz und fragend unterbrochen. Aber schon hatte die Hausmutter die Gäste nach der «schönen Stube» geleitet, deren Doppeltüre sich links öffnete. Hier standen sie still. Das Nachmittagssonnenlicht fiel durch die breiten Fenster durch die duftigen Tüll-Vorhänge auf das golden glänzende Parkett. Ein leiser Geruch nach frischen Rosen lag in der Luft. Der Raum war reich und still, und der seltsame Gast staunte regungslos, als staune er in eine andere Welt.

Er hob langsam den Kopf, witterte den Rosenduft wie etwas spärlich Vertrautes, wandte sein Gesicht den Wänden zu, an welchen die großen Stiche in schweren Rahmen hingen: «La reddition de Huningue» nach Detaille; «Land! Land!» die Entdeckung Amerikas . . .

Fremde Bilder, die nicht zu seiner Welt gehörten. Er blickte in den hohen Spiegel über dem französischen

Kamin, der seine schmale Gestalt in der altmodischen Redingote zurückgab; er schaute neben der goldenen Standuhr vorbei und erkannte sein eigenes Gesicht nicht. Kein Zucken verriet, daß er in diesem Hause das gefundene hätte, was er verlor.

Er wandte sich langsam nach der doppelten Schiebetüre, die zum Wohnzimmer hinüberführte, ging mit unhörbaren Schritten durch den Sonnenstrahl nach dem andern Raum, blieb vor dem kleinen Louis-Quinze-Sekretär stehen, als erwache auf einmal etwas wie eine Erinnerung in ihm. Aber als er die schweren, unbeholfenen Polstermöbel daneben sah, schüttelte er den Kopf.

Die beiden Frauen waren ihm wortlos gefolgt, als folgten sie einem Schatten. Auch im Wohnzimmer schaute er sich langsam und genau alles an. Eine kaum merkliche Unruhe schien ihn zu erfassen. Sein Gesicht zeigte einen schmerzlichen Zug, seine Augenbrauen wurden ärgerlich drohend, so daß die Krankenschwester neben ihn trat und ihre Hand auf seinen Arm legte. Da wurde er sofort wieder still, verschlossen, wie tot. Er verriet nichts mehr von dem, was ihn bewegen mußte.

Auch hier musterte er umständlich die Bilder, die an der Wand hingen, die Photographien in den ovalen, schwarzen Rahmen über dem Biedermeier-Kanapee, die Daguerrotypen unter ihren spiegelnden Glasscheibchen. Er prüfte die Gesichter mit gerunzelter Stirne, er suchte bekannte Züge.

Eine kurze Weile setzte er sich auf die Pritsche beim Fenster, von wo aus er das ganze Zimmer noch einmal überblickte. Wieder schüttelte er wortlos den Kopf, zuckte langsam die Achseln, als begreife er nichts mehr. Sein Gesicht schien wenn möglich noch blasser geworden zu sein. Er erhob sich müde und schritt aufrecht, aber zögernd und auf stotzigen Beinen, die in engen, altmodischen Hosen steckten, nach der Türe zum Wohngang, öffnete sie, indem er sorgfältig, als berühre er etwas Zerbrechliches, die goldfunkelnde Messingfalle niederdrückte. Und er trat

mitten unter die Festgesellschaft, deren Lachen verlegen verstummte.

Mit einem leisen Schrei hatte sich die Guggisbergerin in ihrem viel zu kurzen Röckchen vor dem Fremden in die nahe kleine Eckkammer geflüchtet. Auch im Gang betrachtete der seltsame Gast die lange Tafel mit den leeren Tellern, dem Besteck, den Gläsern und Blumen, als betrachte er einen ihm unbekanntem Stahlstich. Er blickte durch die Gesichter dieser Menschen hindurch, blieb etwas unschlüssig, wohin er sich wenden sollte, schritt endlich hinter der Stuhlreihe vorbei nach der Küchentüre, die er aufstieß und durch die er das Gewirr von Pfannen und Schüsseln, von Speisen, das den ganzen mächtigen Küchentisch wie Berge deckte, musterte. Die Mägde standen am Geschirrahmen beim Spülen und Abtrocknen. Sie ließen erstaunt ihre Arbeit liegen und schauten den fremden Herrn fragend an, der sie grüßte, ohne sie zu erkennen.

Er zögerte. Das Lächeln, das über sein blasses Gesicht gehuscht war, als finde er hier etwas wie eine Erinnerung, erlosch wieder. Er schritt, ohne sich noch einmal umzuschauen, nach der Eingangstüre beim Treppenhaus.

Noch war das Lachen an der Festtafel nicht wieder laut geworden. Stimmen flüsterten. Man fragte, man schüttelte den Kopf, man folgte mit erstaunten Blicken dem alten Herrn, der wie ein Schatten, fremdartig und unwirklich, durch den Gang davonwanderte, sich beim Treppenhaus wortlos und zeremoniell vor der Hausmutter verneigte und lautlos über die breiten Stufen hinunterstieg. Seine schmale Hand glitt über das massive Geländer, als ob sie das Holz streichelte, nicht, um Halt zu suchen.

Drunten in der geräumigen Halle gab er der Krankenschwester mit einer letzten ungeduldigen Bewegung die Weisung, die Türe zu öffnen. Dann trat er neben ihr vorbei in die helle Mittagssonne, die draußen in der Rebgasse funkelte, wo er vom Licht gleichsam aufgelöst und weggetragen wurde . . .

Lange stand die Hausmutter droben am Geländer und staunte in das leere Treppenhaus hinunter. Lange kauerte der jüngste Knabe neben ihr, der den eigenartigen Besuchern geöffnet hatte und seither nie mehr von ihrer Seite gewichen war. Für ihn, den Jüngsten der Familie, ist diese Begegnung etwas Unvergeßliches geblieben:

Der alte Herr, der aus einer andern Zeit stammte, der im selben Haus, in dem auch der Knabe seine glücklichsten Kinderjahre verlebte, eine reiche Jugendzeit hatte genießen dürfen, und der nun, da er schon wie in Holbeins Totentanz vom Gerippe nach der Grube geführt wurde, noch einmal irgend etwas Greifbares aus seinem Jugendtraum suchte — aber nur fremde Bilder, fremde Gesichter, eine fremde Luft in einst vertrauten Stuben fand . . .

Als der Knabe viele Jahre später — das Reich der Färberherren zwischen Rappoltshof, Unterer Rebgeasse und Claraplatz lag längst verödet — in der großen Familienbibel blätterte, in welche Namen und Daten von Geburten und Todesfällen sorgsam eingetragen waren, fand er zwischen den vergilbten Seiten ein kleines, goldumrandertes Kärtchen. Mit eigener Hand hatte Großvater Joseph Schetty in schön kalligraphischer Schrift den wohl selbst erdachten Spruch daraufgeschrieben, der ihm nach dem Tode seiner getreuen Gattin Verena wie eine schmerzliche Mahnung eingefallen sein mochte:

Die Erinnerung, sie kehrt immer wieder,  
doch die Zeit nie mehr zurück.

Darunter standen die kunstvoll verschlungenen Initialen J und S.

Und der Knabe wußte, daß auch er einmal, wie sein Großvater, der Gründer eines Färberreiches, und wie der seltsame Gast jenes Festtages, nach einer Zeit suchen würde, deren Erinnerung immer in ihm wach blieb, die aber nie mehr zurückkehrt, nirgends mehr zu finden ist . . .